

Kapitel 1

Blinde Befehle

Wir waren dem Kloster Masa Grande – oder wie ich es nannte: dem Kloster des Grauens – entkommen. Immer noch konnte ich es nicht wirklich fassen, dass wir es geschafft hatten, uns aus den Fängen dieser Gestaltwandler-Mönche zu reißen. Doch damit war nur eine Gefahr gebannt. Die andere, weit größere, lauerte überall und spaltete sich in Hunderte bis Abertausende einzelne Gefahren auf: die Schergen des Imperiums.

Sie flogen in Luftschiffen über uns hinweg und zwangen uns in Wäldern, Erdhöhlen und gar unter Wasser im Fluss zu verbergen. Dann gab es noch unzählige berittene Truppen, die im scharfen Galopp durch die Straßen ritten. Eins ums andere Mal hatten wir hinter Bäumen, im Dickicht oder vollständig im Schlamm vergraben ausgeharrt, bis sich die Hufschläge endlich entfernt hatten. Wie eine Heuschreckenplage machten die Soldaten das Land unsicher, ließen uns kaum Zeit, um auch nur kurz aufzuatmen.

Heute war an sich ein schöner Frühlingstag. Nur wenige Wolkenflocken schwebten über die Hügellandschaft, das Gras war grün und hoch, wovon sich mein Pferd immer wieder ein Maul voll gönnte, sogar sanftes Bienensummen und Vogelzwitschern

umgab uns. Doch die friedliche Stimmung trog.

Obwohl es noch nicht einmal Mittag war, konnte ich schon nicht mehr sagen, wie oft wir uns an diesem Tag ein Versteck gesucht hatten. Und abermals drangen Hufschläge von galoppierenden Reitern zu uns.

Mana hinter mir im Sattel riss den Kopf herum. Ihr silberweißes Haar schlug ihr dabei in das Gesicht.

„Schon wieder Truppen!“

Zum Glück befanden sich die Reiter nicht in unserer Nähe. Außerdem waren sie vollends damit beschäftigt, das Nachbardorf auseinanderzunehmen. Sie stießen Fässer um, stachen mit Mistgabel in Heu- und Strohhaufen und durchsuchten auch sonst jeden Winkel und jedes mögliche Schlupfloch. Sie ließen sogar einen Mann in den Brunnen hinab, damit er nach einem Geheimversteck Ausschau hielt.

Mana sprach aus, was ich schon längst wusste.

„Sie suchen nach etwas.“

„Ohne Zweifel seid *Ihr* dieses Etwas. Daher ist es notwendig, dass ich Euch in Sicherheit bringe.“

Es war meine wichtigste Aufgabe und auch mit ein Grund, warum ich die Schrecken des Klosters Masa Grande hatte überstehen können.

Ich führte mein Pferd den Hügel hinab, damit wir für die

Truppen des Imperiums nicht einmal aus der Ferne ersichtlich waren.

Mana seufzte schwer und legte ihren Kopf auf meiner Schulter ab.

„Einen sicheren Ort ... Gibt es so einen überhaupt für mich?“

„Ja“, antwortete ich mit fester Stimme. „Es gibt mehrere Orte ähnlich wie das Kloster, die vor fremden Blicken geschützt sind. Wir sind gerade auf dem Weg zu einem solchen Ort.“

Mana hob ihren Kopf, Sorge schwang in ihrer Stimme mit.

„Lasst Ihr mich dort allein zurück?“

„Nur für kurze Zeit.“

Es bereitete mir wahrscheinlich noch größeres Unbehagen, von ihr getrennt zu sein, als Mana. Doch es musste sein.

„Ich habe noch einige Dinge zu erledigen, und Ihr dürft Euch dabei nicht einmal in meiner Nähe aufhalten.“

„Damit Ihr wieder Eure Kräfte einsetzen könnt?“

„So ist es.“

Mana strich über meinen Mantel, den ich in eine Schattengestalt verwandeln konnte. Doch das war nur eine meiner vielen Fähigkeiten. Leider standen manche davon, wie die Teleportation, unter strenger Beobachtung von noch viel größeren Mächten.

Wie es inzwischen zu unserer Gewohnheit geworden war, legte Mana den Kopf in den Nacken und suchte den Himmel nach

Luftschiffen ab.

„Seid Ihr sicher, dass das Imperium ausgerechnet mich sucht?“

„Viel sicherer kann man nicht sein. Schließlich habe ich den Auftrag bekommen, Euch zu suchen“, ich drehte meinen Kopf zur Seite in ihre Richtung, „und Euch zu töten.“

Ich spürte, wie Mana sich verhärtete. Mit ihren großen dunkelbraunen Augen blickte sie mich an.

„Ihr solltet mich töten? Aber warum?“

Ich richtete meinen Kopf wieder nach vorne auf unseren Weg.

„Das muss ich noch herausfinden. Denselben Auftrag bekam ich auch für Adran.“

Mana sog scharf die Luft durch ihre Zähne. Ich wusste, warum. Schließlich erging es mir auch nicht anders als ihr. Auch ich musste allein beim Namen des kleinen, blonden Jungens an seinen regungslosen, ausgebluteten Körper denken.

Schmerz klang in Manas Stimme mit, als sie mir die Frage stellte, die auch mich immer noch quälte.

„Und warum musste Adran sterben?“

Ich seufzte schwer und gab wieder, was mir gesagt wurde:

„Er ist derjenige, der das Ende bringt.“

Mana stieß abfällig die Luft aus.

„Befolgt Ihr Eure Befehle immer blind? Ohne etwas zu hinterfragen?“

Ich drehte den Kopf wieder in ihre Richtung, doch dieses Mal mit einem Schmunzeln in den Mundwinkeln.

„Ihr lebt doch noch, oder?“

Kapitel 2

Der Wald der Gehängten

Ich legte meine Wange auf die Schulter des Wanderers. Obwohl wir unaufhörlich in Gefahr schwebten, fühlte ich mich bei ihm sicher. Ich wusste, dass er für mich bis aufs Äußerste kämpfen würde. Ein Schmunzeln schlich sich auf meine Lippen, als ich daran zurückdachte, dass es nicht lange her war, dass ich ihn aus vollstem Herzen verachtet und als Kindermörder beschimpft hatte.

Nach wie vor verfolgte mich das Bild von Adrans leblosem Gesicht. Auch wenn alles gegen den Wanderer sprach, so wusste ich doch mit vollster Gewissheit, dass er nicht der Mörder sein könnte. Aber wer hatte die Tat dann begangen? Nach wie vor blieben die Umstände von Adrans Tod ein Mysterium. Und der Wanderer bewahrte weiter sein Stillschweigen darüber. Würde er mir irgendwann das Geheimnis offenbaren? Und würde ich die Wahrheit überhaupt wissen wollen?

Unser Pferd erreichte den Hügelrücken und wir konnten das ganze Land bis zum Wald überblicken. Wie in sanften grünen Wogen hob und senkte sich die Erde. Dörfer und Höfe lagen verstreut zwischen den bunten Feldern. Ochsenkarren fuhren auf den Feldwegen, Kinder tollten lachend umher, ein Hirte führte seine Schafe und Ziegen auf die Weiden, Frauen brachten ihre Körbe voller Wäsche zum Bach. Seufzend atmete ich aus.

„Wie friedlich hier alles aussieht. Keine Spur der Zerstörung durch das Imperium!“

Denn wo die Schergen des Imperiums auftauchten, hinterließen sie eine Schneise der Verwüstung. Vor allem bei jenen, die ihnen den Gehorsam verweigerten. Rauchende Felder, auf denen nichts als Asche zu ernten war; vom Feuer eingestürzte und verkohlte Höfe; verwesende Tierkadaver und vor allem Lachen aus Blut, die sich in den Fußabdrücken von Klein und Groß sammelten.

Der Wanderer strich seinem Pferd über den Hals, während er mit ruhiger Stimme erklärte.

„Die Ruhe hier liegt am Meister der Domäne. Er wird sich diesen Frieden auf dem einen oder anderen Weg erkauf haben.“

Ich blickte über die Schulter. Seitdem wir auf der Flucht waren, fühlte ich mich immerzu beobachtet.

„Hier bin ich sicher vor dem Imperium?“

„Ja. Gepetto ist ein Mann seines Wortes. Er interessiert sich nicht für die Belange dieser Welt. Er hat genug damit zu tun, in seiner eigenen zu leben.“

Endlich mal gute Nachrichten. Zum ersten Mal seit langer Zeit erlaubte ich mir, meine Anspannung zu lösen und die Sanftmut und Fröhlichkeit der Umgebung auf mich wirken zu lassen.

„Es ist so wunderbar schön hier! Die warme Sonne auf meinem Gesicht. Die duftenden Felder! Ja selbst die Bauern bearbeiten ihr

Feld so beschwingt und rhythmisch, dass es beinahe hypnotisiert!“

Der Wanderer seufzte auch, doch nicht glücklich wie ich, sondern schwermütig.

„Dann schließt jetzt besser Eure Augen. Die Schönheit wird bald schwinden.“

Mit gerunzelter Stirn folgte ich seiner Blickrichtung. Ich brauchte nicht lange zu suchen, um zu verstehen.

„Ich sehe es. Dort vorne ist auch schon die nahende Hässlichkeit. Dieser dunkle Wald. Seltsam.“

Ich verengte die Augen zu Schlitzen, um besser die unförmlichen Umrisse erkennen zu können.

„Es gibt kein Blätterwerk, nur diese knorrigen Äste, und diese großen, herabbaumelnden Früchte.“

„Schließt die Augen!“

Der Warnruf des Wanderers kam zu spät. Das Grauen hatte sich mir schon offenbart.

„Das sind keine Früchte! Es sind ...“

Meine Stimme brach weg. Ich konnte und wollte es nicht aussprechen. Der Wanderer beendete meinen abgebrochenen Satz.

„... aufgehängte Leichen. Ich wollte Euch den Anblick von Gepettos Vorgarten ersparen.“

Erst jetzt bemerkte ich, dass ich mich in den Mantel des Wanderers gekrallt hatte, und lockerte meinen Griff. Mit jedem

Schritt des Pferdes zeichneten sich mehr Einzelheiten ab. Fahle Haut, an der gelbliche Körpersäfte herabrannen. Hunderte Fliegen, die in den ausgefressenen Augenhöhlen ein und aus krabbelten. Schief herabhängende Unterkiefer, die nur noch an einigen Fleischfetzen hingen.

Ich verspürte Mitleid mit diesen Männern und Frauen, die nicht nur getötet, sondern nach ihrem Ableben auch noch so zur Schau gestellt worden waren. Aber Ekel empfand ich keinen. Zu viele Gräueltaten hatte ich gesehen, war sogar tagtäglich von nichts anderem umgeben gewesen. Nach Jahren gefangen und gefoltert im Totenreich, erweckten diese Erhängten nur noch wenig Abscheu in mir.

Unserem Pferd dagegen schienen die Leichen großes Unbehagen zu bereiten. Kurz vor der ersten Baumreihe blieb es stehen und stieß hart die Luft aus den Nüstern aus. Ich konnte es verstehen. Obwohl die Baumkronen kahl waren, waren die Äste so ineinander verwachsen, dass sie ein dichtes Dach bildeten. Vom warmen, liebkosenden Sonnenschein mussten wir jetzt in den kalten Schatten, der sich zunehmend verdunkelte.

Es brauchte einiges an sanftem Zureden seitens des Wanderers, bis sich das Pferd endlich in Bewegung setzte. Dennoch scheute es von einem Wegesrand zum anderen, um so viel Abstand wie möglich von den herabbaumelnden Leichen zu bekommen. Ein

leiser säuselnder Wind strich durch die Bäume, brachte die Äste zum Knarren und die Seile der Gehängten zum Knarzen. Fast war mir, als könnte ich auch die Toten röcheln und um Luft ringen hören.

Im Gegensatz zu mir hielt der Wanderer den Blick auf den Weg. Besser so, denn das Gewusel der Maden, die sich mit matschigen Lauten im faulenden Fleisch gütlich taten, begann auch mir Übelkeit zu bereiten.

Der Wanderer streckte seinen Arm aus und zeigte entlang des Weges. Allerdings gab es dort nicht viel zu sehen, da die Sicht von Ästen und alten Kleiderfetzen versperrt war.

„Das Haus von Gepetto liegt im Zentrum des Waldes. Es wird Euch gefallen.“

Ich konnte mich kaum auf seine Worte konzentrieren, zu sehr kämpfte ich mit dem Gestank der Toten.

„Der Verwesungsgeruch wird immer schlimmer.“

Der faulige Mief wurde zunehmend beißender, drang wie ätzender Dunst in Nase und Mund. Hinzu kam noch, dass ein gelblicher Dampf vom Waldboden aufstieg, als wäre selbst der am Verwesen. Was war das nur für ein verfluchter Wald?

Der Wanderer hatte leider keine aufmunternden Worte für mich.

„Wenn wir erst tiefer im Wald sind, wird es kaum erträglich

sein. Haltet Euch den Mantel vor die Nase, das dämpft den Gestank.“

Sofort krallte ich mich in den Stoff, den er mir reichte, und presste ihn mir vor Mund und Nase. Das half zumindest etwas.

Ich war mir nicht mehr so sicher, was ich von meinem baldigen Gastgeber halten sollte.

„Wer hat diese ganzen Frauen und Männer erhängt? Ist Gepetto so ein grausamer Mann?“

Das Leder der Zügel knarzte, als der Wanderer diese fester umfasste.

„Darüber, wer es war, kann ich nur Vermutungen anstellen. Auch dieser Ort ist geschützt vor meinen Kräften. Legenden zufolge, ist ein rachsüchtiger Geist dafür verantwortlich. Es heißt, er enthauptete jeden, der es wagt, seinen Wald zu betreten.“

„So ganz kann das nicht stimmen. Wären die Toten kopflos, hätte man sie nicht am Hals aufhängen können.“

Ich erwartete einen Wortwitz vom Wanderer oder zumindest ein kurzes, amüsiertes Schnauben. Doch nichts dergleichen.

„Mehr habt Ihr nicht zu sagen? Wie wäre es mit ...“

Mit übertrieben tiefer Stimme ahmte ich die des Wanderers nach:

„Sollte er uns zu nahekommen, werde ICH *IHN* enthaupten!“

Ich fuchtelte mit meiner Hand in der Luft herum, als würde ich

bedrohlich ein Schwert schwingen. Endlich lachte der Wanderer. Doch war es ein bitteres Lachen.

„Ich würde Euch gerne diesen Gefallen tun, um Euch zu beruhigen. Das Problem ist aber: Der Rächer hat selbst keinen Kopf mehr!“

Vor meinem inneren Auge erschien ein durchtrennter, halb verwester Halsstumpf, aus dem spitz der abgebrochene Knochen ragte. Ich presste den Mantel des Wanderers noch fester gegen meinen Mund. Einen sarkastischen Kommentar bekam ich aber noch zustande.

„Ich fühle mich gleich so sicher hier.“

Die Ironie war nicht von der Hand zu weisen. Schließlich brachte mich der Wanderer in einen Totenwald mit einem kopflosen, mörderischen Geist und das, weil er mich in Sicherheit bringen wollte. Wohin würde er mich denn führen, wenn er mir nach dem Leben trachtete?

Ich hielt den Atem an, als der Wanderer auf einmal meine Hand fest umfasste. Mit gesenkter Stimme gab er mir ein Versprechen.

„Ihr werdet in Sicherheit sein.“

Mein Schicksal lag in der Hand des Wanderers. Ich konnte nur hoffen, dass er recht hatte.

Am liebsten hätte ich für meine folgenden Worte tief Luft geholt, doch das war bei diesem Verwesungsgestank nicht

möglich. Bevor ich überhaupt zu Wort kam, riss der Wanderer den Kopf zur Seite. Ich folgte seinem Blick, doch konnte ich in dem verworrenen Dickicht aus Dornengewächsen nichts ausmachen. Nur ein kleiner Zweig wippte kaum merklich auf und ab.

Der Wanderer trieb sein Pferd an.

„Beeilen wir uns.“